Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944
1933

243 (3.9.1933) Das deutsche Nürnberg

Visual Library

schauer an der Pegnitz", diese Geschichte mit dem Leben bezahlte, indem er nach dreijährigem Bestande einging, thront der steinerne Zuschauer an der Pegnitz heute noch stolz und selbstbewußt auf seinem schöngegliederten Hochsitz über der Fleischbrücke. Er ist 326 Jahre alt, denn im Jahre 1599, achtundzwanzig Jahre nach Erbauung der Fleischbank, hat man ihn in die Welt gesetzt, just ein Jährlein später, als die nach einem venezianischen Vorbild erbaute und aus einem einzigen Bogen von 32 Meter Spannung bestehende Fleischbrücke fertig ward, die man — ein Wunderwerk damaliger Brückenbaukunst — aus nicht weniger als 14,628 großen und kleinen Steinen zusammengesetzt hat. Die Baukosten betrugen 82,172 Gulden.

Die größte Berühmtheit des Ochsen aber, der 30 Zentner schwer ist und am 14. Februar 1599 mit großer Feierlichkeit enthüllt wurde, ist die, daß er — **nie ein Kalb war.** Für diejenigen, die es nicht glauben wollen, bezeugt diese seltsame Tatsache eine Aufschrift in vergoldeten Buchstaben, die in deutscher Sprache lautet:

All Ding sein Anfang und Gewächs hat.
Aber dieser Ochs an dieser Statt,
Wie du ihn siehst, zu keiner Frist
Ein junges Kalb gewesen ist.

Der gottlose Musikant.

Eine Nürnberger Sage. Von Hans Natthel.

Manch einer sieht das Leben für eine ewige Fastnacht an und lebt lustig und liederlich in den Tag hinein. Mit einem Mal aber kommt ein schreckhaftes Erlebnis — und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts bis ins sechzehnte hinein, war eine Geißel Europas die Pest, der schwarze Tod, so genannt, weil sich die Hand der Kranken mit schwarzen Flecken bedeckte, die zu fauligen, eiternden Beulen wurden, worauf der Tod in wenigen Tagen, ja oft in wenigen Stunden eintrat. In Straßburg fielen einmal rund 16 000, in Erfurt 14 000 der verheerenden Krankheit zum Opfer, wo Städte mit 50 000 Einwohnern damals schon sehr große Städte waren, und auch in Nürnberg starben ganze Straßen aus.

Fleischbrücke (links die Steinfigur des Ochsen) — Carl Dobler

Zu einer solchen Zeit des Schreckens und der Not lebte zu Nürnberg ein Musikant, der es in seiner Kunst nicht weiter gebracht hatte als zum Dudelsackpfeifer, dagegen in der des Saufens zum Meister. Ein Dudelsack und eine Trommel genügten damals übrigens zu einer Tanzmusik, und oft spielte der Pfeifer auf. Er dudelte bis in die Nacht den Tänzern vor, und hatte er nicht viel zu spielen, so zechte er gar gewaltig und hielt leichtsinnige Reden: „So lange wir", rief er, „den Dudelsack zum Totentanz spielen, so lange tanzen wir nicht selber mit. Also nur immer drauf los, und kommt's End, so kommt's am besten recht rasch."

So zechte er in einer Nacht wieder einmal mit einem Landsknecht, der ihm wader zahlte. Er mußte ihm alle Schlumpenliedchen vorspielen und dabei füllte ihm der Fremde fortwährend seinen Becher, sodaß der Musikant zuletzt nicht mehr Pip lagen, geschweige denn etwas pfeifen konnte. Als sie der Wirt endlich vor die Tür setzte, wankte er noch einige Schritte an der Hand seines Zahlers, dann stürzte er mit seinem Dudelsack und mit seinem Gesicht nach unten auf die Straße hin.

Als er so dalag, von seinem Gefährten verlassen, fuhr der Pestwagen, der die tagsüber Gestorbenen aus der Stadt brachte, an ihm vorüber, der Mond beleuchtete den Pfeifer, und da ihn der Fuhrmann für einen an der Pest Gestorbenen hielt, so stieg er von seinem Roß herunter, packte ihn und warf ihn mit samt seinem Instrument, das er fest umklammert hielt, auf den Karren zu den Leichen. Nicht lange, so rüttelte das Stoßen des Wagens unseren Musikanten wach; er sah sich um, besann sich, wo er war und als er erriet, daß er sich in so grausamer Gesellschaft befand, da wurde ihm siedheiß, der Rausch verflog, und er war völlig nüchtern. Er wollte schreien, doch kein Wort kam ihm aus der Kehle; er wollte vom Wagen springen, aber er brachte es nicht fertig, auch nur den Kopf hoch zu heben. Wie er so in Verzweiflung den Kopf ein wenig wendet, kommt ihm das Mundstück des Dudelsacks an die Lippen; er faßte es in den Mund, drückt mit der Rechten auf den Dudelsack und bläst aus Leibeskräften in die Pfeife. Es waren aber keine leichtsinnigen Tanzweisen mehr, die herauskamen, sondern ergreifend fromme geistliche Lieder, wie er sie einst vom Turm oder vom Orgelchor gebiasen hatte.

Der Fuhrmann achtete erst nicht besonders darauf; er schlief wohl auch halb auf seinem Pferd, oder dachte, die Lieder kämen aus einem der Häuser, — ein Wetterverschlag erhob sich am Wagen vor den Toten — als es aber immer aus der gleichen Nähe klang, dicht hinter ihm, da stieg er doch vom Pferde, nicht ohne geheimes Grauen, sah am Wagen nach und erblickte nun quer überm Harfen der Toten den Dudelsackpfeifer. Er bekreuzte sich schnell ein paarmal, weil er dachte, es wäre ein Gespenst und wollte wieder vor an sein Pferd, aber der Musikant hob flehend und jammervoll die Hände, schwur bei allen Heiligen, er sei kein Gespenst, sondern ein lebendiger Mensch und wisse nicht, wie er auf den Wagen gekommen.

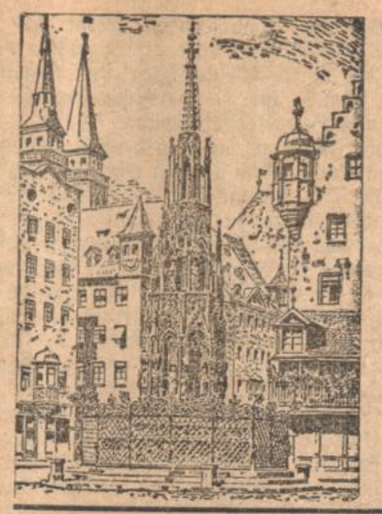
Der Fuhrmann erkannte ihn, — wie sollte er auch eine so stadtbekannte Person nicht kennen? — er half ihm von dem Karren herab, kletterte selbst wieder auf das Pferd und fuhr weiter. Er dachte, es sei nur ein Aufschub, ein paar Tage früher oder später werde er den Musikanten doch auf seinen Wagen kriegen.

Aber er bekam den Musikanten nicht mehr, er ist gesund und frisch geblieben, auch als diese Pestwelle verging; das Saufen hatte er sich ein für allemal abgewöhnt, nur hie und da noch ein wenig gebechert, weil das eben von seinem Beruf unkrennbar war: Leute, die ihn zum Trinken verleiten wollten, sah er sich jedoch dreimal und von allen Seiten an, ob sie nicht hinkten, oder einen Höcker oder einen Schwanzstummel hinten am Gesäß hätten oder gar eine Spur von Hörnern auf der Stirn.

Woher die Männer mit den Glatzen ihren Ursprung haben.

Aus dem Schwank von Hans Sachs.

Ein Wittmann, der alt fünfzig Jahr,
Vor manchem Jahr zu Leipzig war,
Des Haar war schwarz und grau meliert,
Derselbe habe heimgeführt
Zwei Eheweiber an einem Tage,
Jedoch sich selber nur zur Plage,
Die eine jung, die andre alt.
Die Junge schön war von Gestalt.
Sie machten ihn zu einem Toren.
Die Alte lag ihm stets in den Ohren
Mit ihrem Geldsack und Heiratsgut,
Womit sie gebrach ihn aus Armut;
Die Junge stand beim Mann in Gunst,
Der ihr viel schöne Kleider bracht',
Die Alte ward von ihm veracht't,
Und in dem Hause spät und früh
Ging um wie eine Henne sie.
Endlich sie einen Plan ersann,
Und ihm zu schmeicheln auch begann,
War dienstlich ihm an allen Orten
Mit Werken so wie auch mit Worten,
Legt' ihm die Hosen hin und Schuh'
Und putzt' und klopft' den Rock dazu,
Und schmiegte an ihn freundlich sich
Und ihm die Haare strählt' und strich.
Wo sie ein schwarzes Härlein fand,
Da rupft' sie 's aus mit flinker Hand,
Auf daß auch er würd' an Gestalt
Ihr gleich geschaffen, grau und alt.
Nun solches trieb sie fast ein Jahr,
So daß sie ihm das schwarze Haar
Schier halb aus seinem Kopf gezupfet
Und ihn halb kahl schier hat gerupfet.
Die Junge nahm ein Beispiel dran
Und diente auch so ihrem Mann
Und wusch und trocknet' ihm sein Haar
Und trau'te ihm am Kopfe gar.
Und wo sie graue Haare fand,
Zupft' sie sie aus mit flinker Hand
Und stieß die schwarzen stehn alleine,
Auf daß der Mann recht jung erscheine,
Ihr gleichend. So in dieser Art
Gesucht von beiden täglich ward:
Die Alte ihm die schwarzen zupfte,
Die Junge ihm die grauen rupfte.
Als er nun glatzt ward und kahl
Da spottet jeder sein zumal.
Und als ihm ein Knäblein geboren war,
Wuchs ihm auch auf dem Haupt kein Haar.
Weil sie sich hatt' versehn am Mann;
Drum man in Wahrheit sagen kann,
Daß die Glatzköpfe von ihm kommen,
Von ihm den Ursprung hergenommen."



Das deutsche Nürnberg

Der steinerne Psalm.

(Meiner Vaterstadt Nürnberg.)

Unsere Straßen klingen
Von Stimmen alter und neuer Zeit,
Edle Kirchen und Häuser singen
Schönstes Lied der Vergangenheit.
Ueber Firste und Erker, traulich im Winkel verschmiegt,
Noch ein letzter Glanz verblaßter Tage sich wiegt.
Aber Kamine und Essen, trotzig gereckt in den Wind,
Heulen herrisch: Heute ist heute! Wir sind!
Jeder Stein erklingt unter deinem Fuß,
Schickt ein Haus dem andern Haus seinen englischen Gruß,
Rauchzt die Esse steil aus rauchgeschwängerter Luft,
Tönt der Kirchturm Antwort aus seinem marienseligen Himmelsduft,
Dome, Kapellen, für Beter gewöhntes Schiff,
Bahnhofshallen, Fabriken, von Arbeit durchstampft, durchgellt von Sirenenpfiff:
Ihre Stimmen münden aus Duft und Weihrauch, aus Dunst und
Alle in einen riesenstimmigen Lebenspsalm. [dröhnendem Qualm,

„Wir sind gebaut auf schwankendem Erdengrund,
Wir sind gebaut von einem schaffenden Menschenbund.
Stehn wir auch längst von allen Gerüsten entschält,
Bleibt doch des Werkes Ruhm in Ewigkeit ungeschmält.
Schufen auch Maurer und Steinmetz längst in finsterer Gruft,
Recken wir doch ihr Werk in hellste Himmelsluft.
Künden wir jedem Auge, das uns liebend schaut:
Wir sind gebaut!
Wir sind von einem schaffenden Bund gebaut!"

Wo die Stadt sich verliert am blauen Himmelsrand,
Reicht das letzte Haus dem ersten Baum die Hand,
Summt noch ins Rauschen der Wälder von diesem Psalm ein Klang.
Unsre Stadt ist ein mächtiger, steinerner Lobgesang.

Karl Röger,

Nürnberg.

Von Hans Reyhing.

Wo man in deutschen Landen Nürnbergs Name nennt, geschieht es mit Ehrfurcht, und wo einer ein Bild der köstlichen Stadt in Kopf und Herzen trägt, da leuchtet die Burg hell und groß daraus hervor.

Ehemals thronten die Burggrafen hier oben, die als königliche Beamte ihren Anfang nahmen und unter anderem auch die Honigabgabe der Zeidler in dem riesengroßen Reichsforst bei Nürnberg einzuziehen hatten, eine wichtige Sache zu einer Zeit, da es noch keinen Zucker gab. Heute finden wir keine beschaulichen Zeidler mehr im ehemaligen Reichsforst der Bienen wartend; aber die süßen Nürnberger Honiglebkuchen, seit alter Zeit mit Recht weit und breit berühmt, mögen sich uns in Erinnerung heran als ein kleines, aber umso freundlicheres Wahrzeichen Nürnbergs gleich zu Anfang vorstellen und als anziehende Erinnerung die Brücke zu einer ehemals großen und bedeutenden Sache der Nürnberger Geschichte schlagen.

So in eins gewachsen Burg und Stadt Nürnberg heute auch erscheinen, das Verhältnis beider war nicht immer voll Wohllaut und Freundschaft. Ein Teil der Burg gehörte zwar dem Reich. Aber die Burggrafen, die ihre eigene Hausmacht und ihren eigenen Besitz ausdehnen wollten, hätten auch gern die aufstrebende Stadt unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Ein langes heimliches und offenes Ränkespiel und ein zäher Streit war zwischen den beiden, in dessen Verlauf die Nürnberger sogar einmal den Burggrafen das gegen die Burg gelegene Stadttor zumauerten und gegenüber der Burggrafenburg den mächtigen Luginslandturm errichteten, „darumb, daß man in des Markgrafen Purk möcht gesehen", ihm also nötigenfalls in die Suppe spucken konnte. Die Stadt errang ihre Unabhängigkeit, und als Burggraf Friedrich aus dem Hause Zollern Markgraf von Brandenburg wurde, kauften ihm die reichen und stolzen Nürnberger seine Burg einfach ab.

Am Spittlertor — Carl Dobler

Der Burg zu Füßen gebreitet liegt die große Stadt. Gleich da, wo man den Burgweg heruntersteigt, erhebt sich die altehrwürdige Sebaldiuskirche, das Kleinod Nürnbergs, so genannt nach dem wundermächtigen heiligen Sebaldus, zu dessen Anrufung, Lob und Preis Tausende und aber Tausende schon in der ersten Zeit der Stadt hieher wallfahrteten, den Markt belebten und die Bedeutung der Stadt hoben, wie es damals andernorts auch war. Deshalb ging jeder Stadt Bestreben darauf, Huld und Hilfe eines mächtigen Heiligen zu gewinnen. Nicht weit von der Sebaldiuskirche steht das heut so weitgedehnte Rathaus, dessen großer Saal eine gewaltige Predigt hält von der Größe und Macht der alten Reichsstadt, deren Handelswege bis ans Meer führten, und die Predigt wirkt umso stärker und hebt die Tüchtigkeit der Nürnberger umso höher, als ein kaiserliches Wort von dem geringen natürlichen Reichtum Nürnbergs gar deutliches und eindrucksvolles Zeugnis ablegt, daß die Stadt „weder Weinberg noch Schiffahrt besitzt und auf einem sehr harten Boden gelegen ist."

Einige Schritte weiter, und wir sind auf dem Hauptmarkt, den die vornehmen und eindrucksvollen Häuserzeilen zu einem Bilde rahmen, wie es wenige in Deutschland gibt. An dem östlichen Rahmen aber blitzt ein Edelstein besonderer Art, die Frauenkirche oder -kapelle, ein feingliedriger, gotischer Bau, der dem Beschauer auf der Spitze seiner kunstvollen Vorhalle noch heute all-

mittäglich um 12 Uhr ein gar unterhaltsames historisches Schauspiel, das sogenannte Männleinlaufen, vorführt, wo des heiligen römischen Reiches Kurfürsten gleich Wandelsternen, welche die Sonne umkreisen, achtungsvoll der kaiserlichen Majestät ihre Reverenz machen, so daß der Beschauer, schon längst voller Bewunderung und Fragen, nicht mehr an sich halten kann und nach der Bedeutung dieser Sache, die doch kein Zufall in der bedeutsamen Stadt sein kann, fragen muß.

Aber er möge sich noch gedulden und erst die beiden Brunnen auf dem Markt ansehen, wovon der eine, der Schöne Brunnen, als Aufbau und Brunnensäule ein gotisches Türmchen trägt. Geht es dem Beschauer nicht wie dem feinsinnigen Kenner Nürnbergs, August Hagen, der also schreibt: „Kaum betrat ich den Markt, so fesselte meinen Blick der schönste Brunnen, den es geben mag. Ein zierliches Türmchen von ansehnlicher Höhe mit tausend Bogen und Giebeln, kunstreich durchbrochen, umringt von vielen Bildsäulen, ragt stattlich über dem Becken empor. Die Bildsäulen schienen lauter Heldengestalten zu sein, von denen manche der Kurfürstenmantel schmückte. Als ich vor dem Brunnen bewundernd stand, gesellte sich ein junger, hübsch gekleideter Mann zu mir. Der sagte mir ein altes Gedicht her, worin die Helden alle namhaft gemacht waren. Nur den Anfang habe ich behalten:

„Am Markt zu Nürnberg steht ein Bronn.
So weit, als leuchten mag die Sonn',
Find't man desgleichen nicht."

Hinter der Westtormauer — C. Dobler

Außer ihm ziert den Hauptmarkt noch der Neptunbrunnen, von dem eines unserer Bilder das wogende Marktgetriebe zeigt, das um ihn spielt. Es ist sodann kein Anfangen und Aufhören mit Schauen und Wandern durch alle die zum Teil engen Straßen und Gassen, um Sebaldus-kirche, Rathaus und Markt her, immer wieder zu ihnen hin und von ihnen weg. Von den Fronten und Giebeln der hohen Häuser blicken die lustigen Erker herab, fast von jedem Haus einer, bezeichnenderweise hier Chörlein genannt, weil sie als Chöre von Hauskapellen einst ihren Ursprung nahmen. Unter ihren zierlichen Dächern über Haustüren und an Hausecken stehen Madonnen und andere Heiligenstandbilder. Immer wieder öffnet ein großer Torbogen den Zugang zu den malerischen, vielfach kunstvoll gestalteten Innenhöfen der ehemaligen Patrizierhäuser, denen die teils einfachen, aber geschmackvollen und behaglichen, teils recht prunkvollen Holz- und Steingalerien der verschiedenen Stockwerke ein eigenartiges, reizvolles Bild schaffen, und man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, als ob in dieser stillen Abgeschlossenheit ein Atemzug der alten Zeit gefangen sein müßte und Schattengestalten in der Abenddämmerung über die Gänge huschen könnten.

Sodann locken die braunen, mit hundert und aber hundert bunten Blumenstöcken besetzten Holzveranden an der Pegnitz, der geheimnisvolle Henkersteg mit seinem düsteren Turm und die anderen reizenden Pegnitzuferbilder um die Insel Schütt her.

Der Nürnberger hat seine Stadt bald über die Pegnitz hinüber ausgedehnt und eine gewaltige Vorstadt angefügt, deren Kirche, die Lorenzkirche, der Sebalduskirche kaum etwas nachgibt. Ja, mit ihren zwei Türmen und in ihrer Anlage ist sie der Sebalduskirche geradezu schwesterlich gleichgestellt. Keine andere Stadt hat ein solches Zwillingspaar von Kirchen, und diese beiden waren keine schlechten Sinnbilder für die innere Gleichartigkeit der Stadtteile diesseits und jenseits der Pegnitz und für die Geschlossenheit des Ganzen, dem die Pegnitz nun Herzschlagader wurde.

Und dieses Ganze hatte etwas zu jagen in deutschen Landen. Als Wien noch nicht in den Vordergrund getreten war, lag auch auf Nürnberg etwas vom Glanz und Schimmer einer deutschen Hauptstadt. In Nürnberg wurde die goldene Bulle beschlossen, jene deutsche Verfassungsurkunde aus dem Jahr 1356, welche u. a. die endgültige Zahl und Bedeutung der Kurfürsten und die Kaiserwahl festlegte. Deshalb gehen ja die sieben Kurfürsten als sogenanntes Männleinlaufen heute noch jeden Mittag zwölf Uhr um den Kaiser (ehemals lüfteten sie sogar ihre Hermelinmützen dabei) und stellen der schaulustigen Menge in einprägsamer Weise ein wichtiges Kapitel deutscher Geschichte dar. Von hier oben zeigte sich auch Karl IV. im kaiserlichen Ornat und wies dem staunenden Volk die Reichssteinodien und die Reichsheiligtümer. Außerdem mußte jeder Kaiser seinen ersten Reichstag in Nürnberg halten. Wenn anfänglich auch die Kaiserkrönung in Aachen war und später Wahl und Krönung in Frankfurt a. M., so lag doch noch ein Schimmer von Glanz und Größe einer deutschen Hauptstadt auf Nürnberg, und die deutschen Kaiser waren gerne in den Bürgerhäusern der Stadt zu Gaste. Dünkt uns auch kein Wunder, denn die Nürnberger Patrizierhäuser mit ihren weiten Räumen (zum Teil regelrechten Festsälen!) rings um den prachtvollen Hof boten in jener Zeit den Anblick von Schlössern, und ein Chronist sagte treffend, die Könige von Schottland würden wünschen, so gut zu wohnen wie die mittleren Bürger Nürnbergs.

Heute noch steht ein großer Teil der Ringmauer, die ehemals das große, bedeutsame Gemeinwesen umschlossen hat, stehen die eigenartigen Tore und eigenwilligen, seingestalteten Türme, entzückende Bilder, an denen der Beschauer sich kaum satt sehen kann. Jenseits dieser großen historischen Markierungslinie aber haben sich wie Jahresringe an einem Baum neue Stadtteile angesiedelt mit mächtigen, aus Hunderten von Schornsteinen rauchenden Fabriken und größter Ausdehnung. Nürnberg, dessen Wohnungsvierteln von Reichsstadtherrlichkeit wie die aller anderen Reichsstädte nach dem Dreißigjährigen Krieg immer mehr verblaßte, hat den Entwicklungsschritt in die neue Zeit hinein mit frischer, gesunder Kraft gemacht, und die Stadt ist heute eine der bedeutendsten und anziehendsten im deutschen Städtekranz. Diese ganze Stadt, die ehemalige und die heutige, mit unserer Aufmerksamkeit zu umspannen, wäre zuviel. Im folgenden soll Alt-Nürnberg im besonderen vor uns treten.

Aber so oft wir uns auch das Bild der Stadt ins Gedächtnis rufen — immer steht vor uns die herrliche Burg, umlagert von der unendlichen Häuserherde, sie aber königlich überragend, die Burg, die uns allezeit ins hellste Licht gehoben deucht. Und ist es nicht, als ob sie das ganze Stadtbild mit sich höher trüge, hinein in den vollen Sonnenschein deutschen Entzückens, deutscher Freude und deutscher Liebe? Und so hebt sich dieses ganze Stadtbild über alle anderen hinaus und hat seinen besonderen Glanz und seinen besonderen Klang: Nürnberg!

Die Weisung.

Ein Nürnberger Fest im Mittelalter.

Von E. Eger.

Es ist der 21. Mai 1424. Ein großes Fest für Nürnberg steht bevor. Die Reichskleinodien und Heiligtümer sind der Stadt vom König Sigismund auf ewige Zeiten zur Aufbewahrung übergeben worden und werden morgen dem Volk gezeigt. 20 Bischöfe, 15 weltliche Fürsten, über 42 Städte wurden zur Feier eingeladen. Eben wird dem Rat ein Abgesandter der Stadt Venedig gemeldet. Die Stadt steht bei Nürnberg wegen der bedeutenden gegenseitigen Handelsbeziehungen in hohem Ansehen, höher als Fürsten und Bischöfe. Der Rat schenkt daher dem Gast die größte Aufmerksamkeit. Ein Stadthauptmann erhält Befehl, für ein tadelloses Quartier im „Wilden Mann" zu sorgen, die Sehenswürdigkeiten Nürnbergs zu zeigen und ihm beim Fest morgen den günstigsten Platz zu sichern. Begleitet von zwei Stadtknechten in den rotweißen Stadtfarben reitet er etwas später mit dem ausgeruhten Venezianer zuerst vor die Tore der Stadt.

„Respekt vor euren Mauern und Türmen," ruft der aus. „Zwar habe ich schon viele Städte gesehen, doch eine solche Befestigung noch nie." „Es ist eine oft über 7 Meter hohe Stadtmauer," erläutert der Führer, „davor ein Zwingergraben von 17 Meter Breite, alle paar Meter ein Verstärkungspfeiler und alle 50 Meter ein Turm. An den vier Ecken der Stadt sind die mit Vorwerken und Türmen befestigten Tore: das Frauen-, das Spittler-, das Neu- und das Laufertor. Die Stadtmauer hat viel Arbeit und Geld gekostet. Morgen werden zur größeren Sicherheit nur das Frauen- und das Neutor geöffnet sein." „Am meisten bewundere ich eure Burg. Die sitzt über der Stadt wie ein Adler auf dem Fels und herrscht über alles." „Ihr sagt:

war. Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen und ein Merker hieß ihm, den Singestuhl zu verlassen. „Der Meister hat verrungen," raunte mir Vischer zu. In der Hageblüt-Weise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis in schwarzem Gewande. Sein Kopf war glatt wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er, gemäß der Offenbarung Johannis, den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf, Michael Behaim, auch zur Weberzunft gehörig. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besetzen wollte. Was er sagte, war so recht nach seinem Sinn. Sonder Zweifel hätte er den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Als Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck, und mit einem langen Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stand. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten um ihnen freudig die Hände zu drücken.

(Aus „Norika" v. Hagen.)

Eppelein von Geilingen.

Sie haben ihn gefangen
Mit Spießen und mit Stangen,
Von Geilingen den Eppelein.
Das war ein Jubeln und ein Schrei'n!
Die ganze Stadt war voll und voll,
Und was an Gift und was an Groll
War schon seit Jahr und Tagen
Geheim in sich getragen,
Das machte sich gewaltsam Luft:
Der Erzhalunk, der Schelm, der Schuft!
Kein Schmähruf wurde ihm gescheut;
Denn morgen wird er ja gehenkt.

Nun da man ihn gefangen,
Braucht keiner mehr zu bangen,
Daß, wenn er auf den Strauchdieb schilt,
Der Eppelein ihm des vergilt,
Und eh sich einer des versieht,
Ihm etwas um die Ohren zieht,
Der gottverlass'ne Räuber!
Die Männer wurden Weiber,
Sprach einer nur den Namen aus.
Nun wagt man wieder sich heraus
Und selbst die Mädel wurden kühn:
Heidi, heida, wir haben ihn!

Indes in schweren Sorgen
Der Ritter schaut den Morgen.
Noch eine Bitte schenkt ihr mir?
Wohlan so bringt mein treues Tier!
Bringt mir mein Roß zum letzten Ritt!
Es geht so einen sanften Schritt.
Zum Galgen soll's mich tragen,
Ihr dürft mir's nicht versagen.
Ihr fürchtet doch nicht gar Gefahr;
Ich bin ja aller Waffen bar!
Da mußten sie zu Willen sein
Dem Geilingen dem Eppelein.

Sie rückten an den Kappen
Und zäumten ihm den Rappen.
Sie banden fest den starken Mann.
Hinaus zum Zwinger ging es dann.
Die Gasser standen dicht gedrängt.
Die Alten schrien: Hängt ihn, hängt
Den argen Leuteschinder!
Und selbst die kleinen Kinder,
Sie höhnten: Eppel-Eppelin
Und drehten Nasen nach ihm hin,
Wo der Gefang'ne finsterblaß
Auf seinem schwarzen Renner saß.

Er saß in stiller Lauer,
Und wo die Außenmauer
Steilrecht zum Graben fiel hinab,
Er seinem Hengst die Sporen gab.
Ein Hurrahopp — Stoß rechts, Stoß links —
Quer durch die Lanzenreihen ging's
Und hoch trotz voller Rüstung
Zwang er die Mauerbrüstung.
Die Wellen klatschten über ihn,
Die Städter rannten her und hin;
Doch eh' sie kamen an den Rand,
Er schon auf Nimmerlehn verschwand.

Das Stücklein hat vor allen
Mir immer gut gefallen.
Gar herzlich hab' ich stets gelacht,
Wenn ich des Eppelein gedacht.
Und war er auch ein Schnapphahn bloß,
Als lecker Reiter war er groß.
Der ohne langes Zagen
Den rechten Sprung tat wagen.
Zur rechten Zeit ein scharfer Sporn!
Es geht kein Reitersmann verlor'n,
Wenn unter ihm ein Rößlein schnaubt
Und er noch an sich selber glaubt.

Dr. Ernst Weber. (Aus „Jugendlust" 1905.)

Der Ochs auf der Fleischbrücke zu Nürnberg.

Eine Geschichte aus dem Nürnberger Völkleben. Von August Sieghardt, Nürnberg.

Wer in Nürnberg über die Fleischbrücke geht, der gewahrt an der westlichen Seite der Brücke, dicht neben der sog. Fleischbank, auf einem schönen Portal sitzend, die lebensgroße Steinfigur eines Ochsen, der gleichgültig und harmlos auf die Menschenmenge herabblickt, die sich Tag für Tag zu seinen Füßen an ihm vorbeiwälzt. Es ist ihm aber nicht ganz zu trauen, dem steinernen Ochsen auf der Fleischbrücke, denn seit er da droben auf dem stilvollen Renaissanceportal sitzt, — es ist rund dreihundert Jahre her —, da war er öfters als einmal die Ursache zu mehr oder weniger bedeutungsvollen Ereignissen in der Stadt, wozu in der Regel ein paar hiesige Nachtschwärmer durch einen dummen Streich den Anfang gemacht hatten.

Einmal aber — es war vor neunzig Jahren — ging die Sache mit dem Ochsen auf der Fleischbrücke, den man auch als „Zuschauer an der Pegnitz" bezeichnen konnte, schief, ja sie nahm sogar einen Ausgang, daß den unmittelbar daran Beteiligten Hören und Sehen verging und man sich sogar in den Amtsstuben des weisen, hohen Rates zu Nürnberg mit dem Ochsen beschäftigte. Die eigentliche Ursache war der Ochse selbst. Der verlor nämlich an einem schönen Maientag des Jahres 1832 plötzlich das rechte Horn, just in dem Augenblick, als ein paar Marktweiber zu seinen Füßen sich stundenlang die neuesten Geheimnisse der Stadt ins Ohr flüsterten. Das Horn fiel aber nicht etwa in die knapp daran vorbeifließende Pegnitz, sondern — in den gefüllten Hucelkorb (Köizʼn) eines besonders eifrig ratschenden Marktweibes, das samt Korb und Horn mit einem lauten Aufschrei zu Boden fiel, zum Gelächter der Umstehenden und der Passanten.

Dieses an sich harmlose Ereignis sollte schwere Folgen haben, denn es ward der indirekte Anlaß zu einem der größten Strafenskandale, die sich zu damaliger Zeit in Nürnberg zugetragen haben.

Es existierte nämlich damals in Nürnberg ein satirisches Lokalblatt, das den gleichen Titel führte wie der Ochs auf der Fleischbrücke. Es war der „Zuschauer an der Pegnitz", eine Art Revolverblatt, dessen Herausgeber, Dr. Coremans, sich darin gefiel, auf satirische und karikaturistische Weise fortwährend gegen die städtischen Behörden und Einrichtungen zu Felde zu ziehen, indem er gegen die Mitglieder der Stadtverwaltung in einemfort maßlose Angriffe richtete und sich dadurch, sowie durch ganz gewöhnlichen sensationellen Klatsch Leser und Abnehmer zu gewinnen versuchte. Sein Todfeind war der Kupferstecher und Gemeindebevollmächtigte Fleischmann, ein sehr geachteter Künstler, den er besonders hart angriff und den er in seinem Blatte stets mit dem Namen „Ochsenmann" beehrte. Fleischmann hatte die Angriffe Dr. Coremans vielfach durch Verbreitung komischer Flugschriften und Karikaturen auf den „Zuschauer an der Pegnitz" parliert und benützte nun den Vorfall mit dem Horn des Ochsen dazu, um sich an dem verhaßten Gegner zu rächen. Er ließ in aller Eile ein Plakat herstellen, in dem die Geschichte an der Fleischbrücke in genauer Darstellung in Wort und Bild wiedergegeben war, mit der treffenden Unterschrift: „Merkwürdiger Einfall des Zuschauers an der Pegnitz." Dieses Plakat ließ er während der Nacht an allen Straßenecken der inneren Stadt anschlagen; außerdem verbreitete er ein Spottbild, auf dem der „Zuschauer an der Pegnitz", der Ochse, der natürlich den Dr. Coremans verkörpern sollte, allegorisch als — Zeitungsschreiber dargestellt war, in Gesellschaft von allen häßlichen Klatschhasen, Eulen, Affen, Katzen, Fröschen und Schweinen.

Die Wirkung dieser Verhöhnung war enorm. Coremans konnte sich nicht mehr in der Oeffentlichkeit zeigen, ohne nicht überall verspottet und ausgelacht zu werden. In seiner grenzenlosen Wut sann er nun ebenfalls auf Rache. Er erließ in seinem Blatte, das sich gerne als „Organ der niederen Volksklassen" bezeichnete, eine Aufforderung zu einer Katzenmusik am Abend des 21. Mai vor dem Hause des „Ochsenmannes" Fleischmann in der Adlerstraße. Tatsächlich fand sich um die zehnte Stunde dort ein großer Volkshaufe ein, der noch anwuchs, als das Theater am Lorenzerplatz zu Ende war, in dem an jenem Abend zu allem Unglück die große Revolutionsoper „Die Stumme von Portici" gegeben wurde. Die Stimmung der Leute war nun derart gefährlich, daß man schleunigst die Polizei rief, und als diese gegen den immer mehr anwachsenden Volkshaufen so gut wie nichts auszurichten vermochte, sogar eine Abteilung Militär unter Führung des (als Humoristen bekannten) Oberleutnant August Gemming herbeiriet. Die Situation wurde noch verschärft durch das plötzliche Eintreffen einer erregten Truppe von Schreinergesellen, die eben von einem sog. Handwerkstag aus dem Wirtshaus kam und sogleich mit einem dicken Prügel die Haustür des Fleischmannschen Anwesens einschlug. Nun machte aber das Militär ernst; es ging in einer Stärke von zwanzig Mann nach vorheriger Warnung gegen die Friedensstörer mit gefälltem Bajonett und geladenem Gewehr vor. Die Menge floh durch die Haustür in den Hof, worauf der Offizier ihr freien Abzug gewährte. Als sie das Haus aber verlassen wollte, wurde sie von den draußenstehenden verspottet, was sie veranlaßte, nochmals in das Haus zu stürmen. Die abermalige Warnung des Offiziers beantworteten die erregten Leute mit Gejohl und Steinwürfen. Als sie nun auch noch versuchten, den Soldaten die Gewehre zu entreißen, machten diese beschlsmäßig von ihrer Waffe Gebrauch, wobei ein junger Schreinergeselle aus Elbing getötet und mehrere Personen verwundet wurden.

Dr. Coremans wurde am nächsten Tage als intellektueller Urheber der Unruhen verhaftet und in die Festveste eingeliefert, von dort aber sehr bald auf die nahe Burgfestung Rothenburg bei Schnaittach gebracht, wo er eine längere Freiheitsstrafe verbüßen mußte. Nach Verbüßung seiner Strafe wurde er des Landes verwiesen. Der Kupferstecher Fleischmann aber nahm die ganze Geschichte derart zu Herzen, daß er bald darauf mit seiner Familie nach München übersiedelte.

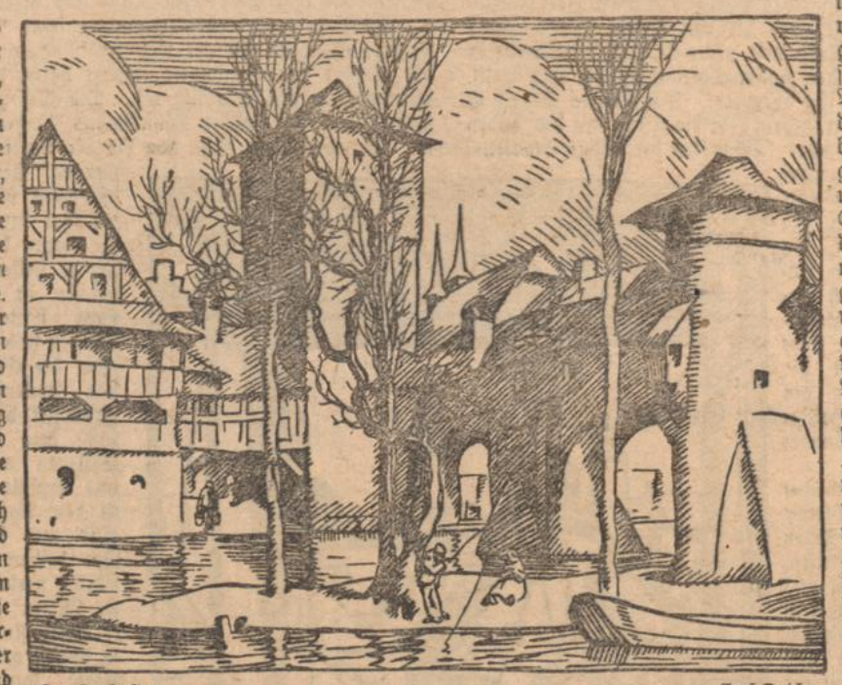
An all dem Unheil war niemand anderer schuld, als der Ochs auf der Fleischbrücke. Während aber sein Namensvetter, der papierne „Zu-

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

dem Heiligen sich zu einem Dienste erboten zu haben, aber doch nur bei seinen Lebzeiten. Sie schlug es ab, da sie einem Lebenden gern einen Gefallen täte, aber nicht einem Toten, bei dem auf nichts zu rechnen wäre. Kaum hatte das undankbare Weib so gesprochen, so brachen die wütigen Stiere die Stalltüre auf und rannten davon. Die beiden Heiligen schüttelten den Kopf und dachten, daheim andere Ochsen zu mieten. Aber zurückgekehrt, sahen sie die entronnenen Tiere am Leichenwagen, die sich wie Lämmer spannen ließen. Sich überlassen, schweiften sie hin und her und lenkten dann nach Nürnberg ein. Vor der Petrikapelle blieben sie stehen, legten sich dann hin und standen nicht wieder auf. Da ruht nun und rastet der heilige Sebald gar gnädiglich."

„Wenn er nach dem Tode rastet", wandte ich ein, „so verleugnet er ja der Heiligen Art."

„So war es nicht gemeint", fuhr der Erzähler wieder fort. „Sogleich, als er beerdigt und ein erbärmliches Häuslein von Holz über seinem Grabe zusammengeschlagen war, konnte er nicht zur Ruhe kommen, bis auf seine Veranstaltung dasselbe nebst der Petrikapelle vom Blitz eingeäschert wurde. Da sah man ein, was für einen mächtigen Gast man aufgenommen hatte, und legte seinen Leichnam in einen übergroßen Sarg von echtem Silber, und darüber führte man die allgewaltige Sebaldskirche auf. Jetzt läßt er es sich bei uns wohlgefallen, und alle Guten und alle Bösen erhalten von ihm ihren Lohn. Die reichen Leute legen in seine Sparbüchse Geld, das er unter die Bettler verteilt, und die armen opfern ihm Brot, Früchte, Wachs und was sie haben. Und er weiß es ganz gut, wie es jeder Geber meint. Da war ein übermütiger Soldat, der brachte ihm Wein und goß denselben in den Sarg, damit der Heilige ihn tränke, ehe er verdürbe. Als jener das tat, streckte der heilige Sebald die Totenhand aus und zeichnete ihn dermaßen, daß ihr noch auf seiner Backe die fünf Finger sehen könntet, wenn er noch lebte. Ein Bauernknecht sollte einst für seine Herrschaft einen Käse auf des Heiligen Grab legen. Da er aber sah, daß mehr als ein Käse schon geopfert, aber keiner angerührt war, so meinte er es klug zu machen, indem er seinen Käse behielt und einen ganz ähnlichen Stein dem heiligen Sebald vorsetzte. Der Bauer biß darauf in den Käse, aber brach sich sogleich zwei Zähne aus, denn es war ein Stein. Er verwunderte sich, daß er anstatt einen andern sich diesmal selbst betrogen hätte, schlich in die Kirche und wechselte heimlich die Gaben. Aber der neue Käse war nicht minder hart, und er verlor wieder ein paar Zähne. Er vertauschte ihn von neuem, allein er mußte wieder büßen. Als er keine Zähne mehr hatte, gönnte er dem heiligen Sebald den Käse und warf den Stein dahin, wo er ihn genommen. Den Frommen läßt er es aber wohlergehen."



Der Denkerstieg — Carl Dobler

Lieb war es mir, daß das Gerassel auf dem Steinpflaster des Fuhrmanns Redeschwall hemmte und wir endlich in das Tor, unsern dem Schloßzwinger, einzogen. Ich fragte am Tor, was die Uhr wäre, und vernahm, daß es doch noch Vormittag war, daß die Glocke eben zwei geschlagen hätte. Mich wollte bedünken, als wenn ich in eine Narrenstadt käme. Nachmals erfuhr ich, daß hier die italienische Uhr gälte und daß im Augustmond zwei Uhr bei uns neun Uhr des Morgens wäre.

An Narretei fehlte es indes nicht, und mir war es, als wenn die ganze Stadt ein Ballsaal wäre und wenn die Bürgerschaft aus nichts denn ausgelassenen Buben bestünde. Ueberall wurde gegeigt und getrommelt, und überall gab es Schmaus und Tanz. Leute, die schon erwachsen waren, umzingelten in buntscheckigen Anzügen mit Larven meinen Wagen und taten allerlei närrische Fragen. Anfangs war mir die Neckerei ärgerlich, dann aber freute ich mich mit dem Fuhrmann, der die Hände lachend in die Seiten stemmte. Ich wandte mich zu ihm, er möchte den nächsten Weg zum Herrn Hans Imhoff fahren. Das konnte er aber beim besten Willen nicht, denn auf allen freien Plätzen und da, wo größere Straßen sich durchschnitten, waren Lauben errichtet mit bunt behänderten Tannenkronen, in denen bald gezecht und getafelt, bald zur Schalmei getanzt wurde. Endlich war mit nicht geringer Mühe das bestimmte Haus erreicht. Es ward angeklopft, aber nicht aufgetan. Nach langem Warten erklärte uns eine mitleidige Nachbarin, daß der Herr Imhoff mit all den Seinigen nach Neunhof gefahren wäre und vor Abend nicht zurückkehren würde. Eine wahre Hiobsbotschaft! Der Kutscher kehrte sich ruhig nach mir um mit den Worten: „Das hätte ich Euch vorher sagen können, denn am Sebaldustag ist niemand zu Hause."

*) Um den Namen des hl. Sebaldus, nach dem die Hauptkirche Nürnbergs genannt ist, wob sich ein dichter blühender Kranz von Sagen und Legenden. In ihnen lebt uns ein Stück aus dem Glauben, Sinnen und Denken der Alten. Sie erwecken aber auch schon dadurch unser Interesse, weil sie eben mit dem Wahrzeichen Nürnbergs, der Sebalduskirche, zusammenhängen.

Bei den alten Meistersingern in Nürnberg.

Wir gingen nach der Katharinenkirche. Um das Fehlgehen hatte es keine Not, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dies geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte. Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab.

Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, herumher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig erschienen, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter ihnen befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Runnenbeck. Größere Ruhe herrschte nicht beim Hochamte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl; nur Keiner war er, sonst wie eine Kanzel, und heute mit einem bunten Teppich geschmückt. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke; denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger begingen. Diese Leute hießen Merker und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand. Jetzt rasselte es vor dem Eingange und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange; denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen. Als der Kaiser sich zeigte, so geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen jagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel am genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer. Der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sahe, daß es gut

Unsere Burg. Leider gehört sie uns nicht ganz. Wir schätzen uns ja glücklich, daß uns vor zwei Jahren der deutsche König den westlichen Teil, seine Reichsburg, schenkte. Aber die Ruine östlich davon gehört noch dem Burggrafen von Nürnberg. Der hat es uns bis heute noch nicht verzeihen, daß wir ihm den Luginslandturm Anno 1377 vor die Nase setzten. Doch ist uns das gleichgültig, wenn wir nur unseren Zweck erreichen und er vollends ganz von da oben verschwindet." „Ganz heimatlich muten mich euer durch die Stadt fließender Fluß und die zwei Inseln darin an. Aber daß ihr noch Holzbrücken habt, kann ich nicht begreifen. Da könnt ihr euch an unserem steinernen ponte rialto ein Beispiel nehmen! Doch seid ihr, wie mir scheint, mit Klöstern auch reich gesegnet!" „Das stimmt. Mit Ausnahme des Deutschordens beim Spittlertor sind es jedoch lauter Erzeugnisse eurer Heimat. Wir Nürnberger gingen als gute Kaufleute noch immer mit der Zeit. Wir nehmen auf, was echt und nützlich. Darum seht ihr jeden neuen Orden in unseren Mauern vertreten. Zuerst kam der aristokratische Benediktinerzweig der Schotten im 12. Jahrhundert und baute das Egidienkloster südöstlich der Burg. Anfangs des 13. Jahrhunderts folgten die adeligen Deutschherren. Dann kam die große Wendung. Eure Bettelorden kamen in die Stadt: die Barfüßer siedelten sich beim Fluß an, die Dominikaner unterhalb der Burg, die Augustiner hinter der Sebaldkirche und die einsiedlerischen Kartäuser an der südlichen Stadtmauer. Zur Pflege der Kranken und zur Erziehung unserer Mädchen ließen wir Nonnen herein. Das Spital am Fluß hat unser Bürgermeister Groß 1333 gestiftet. Dahin kamen die Reichskleinodien und Heiligtümer zur Aufbewahrung. Von dort werden sie uns morgen gezeigt. Die Ordensleute erziehen unsere Söhne und Töchter gut und sie lernen außer dem Nötigen manches, was das Leben verschönt." „Wo ist eigentlich euer Münster?" rief auf einmal der Italiener aus. „Ich kam über Ulm her. Dort haben sie ein Riesenmünster! Der Turm ist allerdings noch nicht fertig, doch was ich sah, übersteigt alle Maße. Ich ließ mir sagen, sie wollten den höchsten Kirchturm der Welt erbauen. Eure Pfarrkirchen S. Sebald und S. Lorenz sind so eng und finster. Daß ihr überhaupt an diesem Pfeilerstiel noch so hängt. Wir haben ihn längst überwunden. Wir lieben die Sonne, das Licht und gaben es auf, den Himmel in den Lüften zu suchen. Die Welt ist so schön und wert, darauf zu leben. Drum bauen wir in die Breite und nehmen uns die heiteren Griechen zum Vorbild!" „Es würde uns freilich auch gefallen, wenn wir ein Münster hätten, das der Bedeutung unserer Stadt entspräche. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als wir durch die vielen Siege über die Ritterburgen im Gold schwammen, hat es sich unser Stadtrat wohl überlegt. Der gesunde Menschenverstand aber siegte. Es bestand dortmals tatsächlich kein Bedürfnis nach einer weiteren Kirche. St. Sebald und St. Lorenz standen schon seit dem 13. Jahrhundert und die Liebfrauenkirche war erst vor einigen Jahrzehnten fertig geworden. Dazu kam die große Menge der Klosterkirchen. Der Rat unterdrückte daher den Ehrgeiz und erweiterte und verschönte um so mehr die bestehenden Kirchen. Das tut er auch heute noch, wie ihr euch an den Baugerüsten der beiden Kirchen überzeugen könnt." „Nun ja, ich anerkenne diese Gründe; wenn wir aber schon am Kritisieren sind," fuhr der Italiener fort, währenddem sie auf den großen Marktplatz einbogen. „Dieser Platz gefällt mir nicht ganz. Es fehlt das beherrschende Rathaus darauf. Das ist doch neben der Kirche das erste Haus in der Stadt. Bei euch, verzeiht, muß man das Rathaus schon suchen, so versteckt habt ihr es untergebracht." „Ihr habt entschieden recht," erwiderte höflich der Hauptmann. „Die Wahrheit soll wahr bleiben. Trotzdem muß ich die Stadtväter von früher auch hierin in Schutz nehmen. Doch dazu muß ich zurückgreifen. Stellet euch vor, daß 1332 das Rathaus noch dort war, wo heute das Tuchhaus steht in der südwestlichen Ecke des Marktplatzes. Es hatte sich aber zu klein erwiesen.

Blick von der Burg (Freitung) mir Sebalduskirche (r.) und Lorenzkirche (l.) — Carl Dobler

Der Rat beschloß daher ein neues zu bauen. Doch wohin? Ihr meint, gegenüber der Frauenkirche wäre der richtige Platz gewesen? Das war dortmals gar nicht möglich! Der ganze heutige Marktplatz mit dem Gelände, auf dem die Frauenkirche steht, war voll von Judenhäusern. Ein Bauplatz an irgend einem der vielen kleinen Märkte war nicht vorhanden. Da war schließlich ein Platz in der Nähe der ersten Pfarrkirche im Zentrum der Stadt noch das Geeignetste. Das neue Rathaus wurde also dorthin gebaut und schon 1340 bezogen. Und nun kam 1348 die große Umwälzung, die Judenverfolgung, die den König Karl IV. soweit brachte, die Erlaubnis zum Abbruch des ganzen Judenviertels zu geben. So wurde der neue, große Marktplatz 1349 tatsächlich unerwartet aus dem Boden gestampft und erhielt 1356 schon seine Krönung durch die uns so liebe Frauenkirche mit der wunderbaren Vorhalle als Geschenk des Königs, der sie uns durch seinen böhmischen Baumeister Parler erstellen ließ. Damit werdet ihr verstehen, daß den Rat keine Schuld trifft an der wenig günstigen Wahl des Marktplatzes und des Rathauses". Unter diesen Gesprächen hatten sie sich wieder dem „Wilden Mann" genähert und der Hauptmann versprach beim freundlichen Abschied, ihn morgen beizeiten zum Fest abzuholen.

* * *

Nürnberg hat Glück zu seinem Fest, denn es ist ein wunderschöner Maimorgen. In der Stadt herrscht drum auch ein Umtrieb und ein Leben, wie sie noch selten eines gesehen hat. Dem Hauptmann mit dem Venezianer bahnen die Stadtknechte nur mühsam einen Weg durch die von Menschen vollgepfropften Gassen. Sie kommen an den Marktplatz. Seine Zugänge sind mit Ketten abgesperrt. Ein Wort des Hauptmanns genügt, sie einzulassen. Kopf an Kopf auch innerhalb der Ketten. Nur die Gasse beim Schönen Brunnen wird von Landsknechten freigehalten. In der Nähe des Brunnens vor dem Schopperschen Hause ist eine große Tribüne errichtet mit einem Altar und einem drei Meter breiten und vier Meter hohen kanzelartigen Aufbau dahinter, der durch eine Brücke mit dem ersten Stock des Schopperhauses verbunden ist. Rechts der Tribüne haben die Bischöfe, Aebte und Priester, auf der Linken die Fürsten, Ritter und Abgeordneten der Städte ihren Platz.

Helle Fanfarentöne bringen Ruhe in das Tosen der Menge. Die Glocken der Stadt läuten festlich zusammen. Der Bischof von Bamberg tritt auf die Kanzel, redet von der Bedeutung und der Ehre des heutigen Tages und erteilt den Segen. Dann beginnt die Pontifikalmesse, die der Sängerchor lateinisch begleitet. Das Ite missa est verklingt und die Kleinodien werden vorgezeigt. Bis dahin ist der Venezianer teilnahmslos geblieben. Bischofsmessen sind für ihn nichts Besonderes. Doch die Kleider des größten aller deutschen Kaiser, Karls des Großen, interessieren ihn, ebenso die herrliche Krone, das Szepter und das Schwert, die drei Reichsäpfel, die Dalmatiken und Stolen mit all den anderen dem Reich gehörenden Schätzen. Das Volk wird im Zug an den Tribünen vorbeigeführt, daß jedes die Kleinodien in der Nähe bewundern kann. Unterdessen werden Hymnen gesungen. Die Heiligtümer aber werden beim zweiten und dritten Umgang vorgezeigt. Es sind die Lanze, die des Herrn heilige Seite durchstach, ein Holzsplitter von der Wiege Christi, ein Arm der hl. Anna, ein Zahn Johannes des Täufers, Reliquien St. Petri und Pauli und von St. Johannes und anderen Heiligen. Dabei erklingen wieder fromme Lieder und das Volk kommt und geht und schaut in bewundernder Andacht.

Dann ist die „Weisung" beendet. Nur langsam leert sich der Platz. Die Beiden warten geduldig. Doch aufatmend meint der Venezianer ein wenig spöttisch: „Das Theater wär nun glücklich zu Ende." „Mit Verlaub," erwidert der Nürnberger bescheiden, „Theater war das für uns nicht gerade. Im Gegenteil saßen wir es als kiernste Wirklichkeit auf. Vergangenheit und Gegenwart, ja sogar die

Zukunft lag für uns in dieser Feier. Ihr kennt die graue Wirklichkeit in unsern deutschen Landen nicht, sonst prächet ihr nicht so. Bruderkampf ist allerorts. Der Bürger haßt den Ritter, der Ritter den Fürsten, der Fürst den König und der König ist ein Schwächling. In unserer nächsten Nähe, im Böhmerland, mordbrennen und wüten die ketzerischen Husiten, und wir wissen nicht, ob sie nicht auch zu uns noch kommen. Das ist die Gegenwart, und ihrethalben kamen die Heiltümer aus Böhmen in unsere Stadt. Die Vergangenheit hat man euch eben in ihrer Pracht gezeigt. Unser großer Kaiser Karl war der größte deutsche Führer, der je gelebt. Sein Reich war viel größer als das heutige, aber das Volk gehorchte seinen Befehlen. Die es nicht taten, zwang er dazu. — Die Glaubenshelden aber, Petrus und Paulus, und die anderen oder gar Christus selbst, waren das nicht die größten Führer der Menschheit?

Versteht ihr nun, daß in diesen Kleinodien auch unsere deutsche Zukunft steckt? Der deutschen Lande einstige Größe ist heute unser aller Sehnen. Aus der Vergangenheit aber muß unser Volk Kraft schöpfen für die Zukunft! — Doch, potz Blitz, verzeiht mein langes Geschwätz; der Platz ist leer; wir können gehen!"

Die großen Meister von Nürnberg.

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert stand die deutsche Kunst in hoher Blüte. Maler und Bildhauer waren reichlich beschäftigt. Zumal in den großen Reichsstädten gab ihnen die wohlhabende Bürgerschaft stattliche Aufträge. Altäre wurden in Kirchen, Brunnen und Säulen auf öffentliche Plätze gestiftet. Und in den Wohnhäusern häuften sich die Kunstschätze.

Nürnberg bot damals den Künstlern besonders dankbare Aufgabe. Noch heute sind die Kirchen, wie S. Sebald und S. Lorenz, mit Werken angefüllt, die alle aus jenen Tagen stammen. Sie leuchten uns golden und farbig entgegen, Schöpfungen einer scheinbar durch nichts beirrten und getrübten ruhigen Tätigkeit. Doch kennt man nur von wenigen Werken die Meister. Und was man von ihren Schicksalen weiß, das sieht oft nicht nach ruhigem Arbeiten aus, sondern gibt nicht selten ein Bild von der Qual und Tragik, die damals mit echtem künstlerischem Schaffen so untrennbar verbunden waren wie heute.

Hauptmarkt mit Neptunbrunnen — Carl Dobler

Veit Stoß, der 1533 fast hundertjährig starb, war, wie die Urkunden melden, ein „irrig und geschrezig Man" und ein „unruwig hayloser Burger, der einem erbern rat und gemainer statt viel unruw gemacht hat". In der Jugend finden wir ihn bald in Nürnberg, bald in Krakau. Es ist möglich, daß er polnisches Blut in den Adern hatte. Seine Frau war Polin, sein ältester Sohn hieß Stanislaus. Das unruhige Blut gibt seiner Kunst einen leidenschaftlichen und eigenwilligen Ausdruck. Er gehört noch durchaus dem Mittelalter an, weiß nichts von der klassischen Schönheit, nach der Dürer sich sehnt. Auch auf äußerliche Richtigkeit geht er nicht aus. Aber in seinen Werken mit den rauschenden, wie vom Sturm geblähten Faltenmassen der Gewänder und den ekstatisch erregten Köpfen ist ein Feuergeist lebendig. Dabei ist er als Maler und Kupferstecher ebenso bedeutend wie als Plastiker; und sein handwerkliches Können ist groß, gleich, ob er den Stichel meißtert oder in Holz oder Stein oder für den Erzguß schafft. Seine stattlichsten Werke sind in Krakau und Bamberg zu suchen; doch besitzt auch Nürnberg eine Anzahl guter Arbeiten.

Jünger als Stoß ist Adam Krafft, in seinem jugendlichen Schaffen gleichfalls voll unruhigen Feuers, später abgeklärter, doch den Idealen der Renaissance nicht minder abhold. Er begegnet uns lediglich als Steinbildhauer und scheint das Holz verschmäht zu haben. Die früheren Werke, wie das Schreyerische Grabmal am Chor von S. Sebald und das Sakramentshaus in S. Lorenz, zeigen einen kühnen, wilden, nach malerischen Wirkungen strebenden Reliefstil. In den Schöpfungen der reifen Zeit, den Leidensstationen am Weg zum Johanneskirchhof, ist er ausdrucksvoller und schlichter.

Diesen beiden Bildnern steht als Maler der vielbegehrte Meister Michel Wolgemut gegenüber, der 1519 im Alter von 82 Jahren starb. Er hatte eine große Werkstatt und überließ zuletzt die Arbeit seinen Gesellen in solchem Maße, daß er bei der Bestellung des Schwabacher Altares vertraglich verpflichtet werden mußte, selbst Hand ans Werk zu legen. Doch ist in früheren Schöpfungen, wie den Altären für Zwickau und Hof und dem Altar der Nürnberger Augustinerkirche, sein persönlicher Anteil größer, sodaß man immerhin eine Vorstellung von seiner eigenen, etwas spröden und trockenen Kunst gewinnen kann. Er übernahm Witwe, Werkstatt und Stil seines Lehrers Hans Pleydenwurff, ohne doch dessen frische Naturanschauung und feinnervige Zeichnung zu erreichen. Seine Darstellung ist eckiger, schärfer, ornamentaler, stumpf in der Farbe und ausdrucksarm. Mit seinem Stiefsohn Wilhelm Pleydenwurff hat er viel für den Buchholzschnitt gearbeitet. Er muß als guter Lehrer gegolten haben; der größte deutsche Künstler wurde zu ihm in die Lehre geschickt.

Die drei genannten Meister, mögen sie heute auch weltberühmt sein, waren zu ihrer Zeit doch durchaus an die deutsche Heimat gebunden. Albrecht Dürer hat diese Fesseln sprengen müssen. Es ist sein Ruhm und ein Verhängnis geworden, daß er mit zwingender Notwendigkeit aus dem Rahmen der heimischen Ueberlieferung heraustrat, nicht aus äußerlichem Nachahmungstrieb, sondern aus innerstem Bedürfnis. Die deutsche Sehnsucht nach dem Süden, seit der Zeit der staufischen Kaiser erloschen, ist in ihm zum ersten Mal wieder lebendig geworden. Er hat Italien völlig in sich aufgenommen, ist in die Tiefen des Renaissancewollens eingedrungen wie nur ein Leonardo da Vinci, ohne doch sein deutsches Wesen zu verlieren. Freilich, sein Format wurde zu groß für die Heimat. „Wie wird mich nach der Sonnen frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer", schrieb er aus Venedig an seinen Freund, den Humanisten Willibald Pirckheimer. Nach der Rückkehr umgab ihn kleinbürgerliche, veraltete Lebens- und Kunstanschauung, die ihm nicht zu folgen vermochte. Einsam lebte er in der Heimat, einsam schuf er seine mächtigen Werke, die heute in alle Welt verstreut sind. Die Münchener Apostel geben eine volle Vorstellung dieser Kunst, die zugleich anschaulich, gedankentief und voll eines mächtigen ethischen Pathos ist.

Dürer war der einzige deutsche Künstler, der das innere Wesen der Renaissance, die verstandsmäßige Klarheit, völlig in sich verarbeitet hatte. Die anderen hielten sich mehr an die äußerliche Erscheinung der südlichen Kunst. Von seinen Schülern vermochte keiner in seinen Bahnen zu wandeln. Dagegen ist es einem der Nürnberger Plastiker, Peter Vischer, gelungen, wenigstens die Aeußerlichkeiten des welschen Stiles sich völlig anzueignen. Zwar das Sebaldusgrab ist im Aufbau noch mittelalterlich; nur einzelne Figuren verraten Vertrautheit mit der südlichen Formgebung. In dem König Artus des Maximiliangrabes zu Innsbruck aber hat Vischer den Anschluß an die Renaissance erreicht.

Mit diesen Meistern haben gleichzeitig viele andere in Nürnberg geschaffen; viele große sind ihnen vorausgegangen, viele namhafte ihnen gefolgt. Aber ihr Ruhm überstrahlt alles. Wenn von Nürnbergs Kunst die Rede ist, wird man mit Recht immer zuerst an das Zeitalter Dürers denken.

Der Nürnberger Sebaldustag in alter Zeit.*)

Von August Hagen.

Indes waren wir ziemlich nahe der Stadt, und um so weniger war es mir recht, daß mein Kutscher anhielt; doch mochte ich nichts dagegen äußern. Er ging zu den Pferden, strich ihnen die Mähnen zurecht, band ihnen die Schweife los und säuberte sie so viel, als es sich in dem Augenblicke geschehen ließ. Jetzt kam die Reihe an ihn selbst. Er kämmte sich mit dem großen Kamm, den er trug, die Haare glatt, zog sich dann das blaue Hemd aus und hüllte sich in eine bessere Tracht.

„Halten alle Nürnberger so auf Zierlichkeit, wenn sie in die Stadt ziehen?" fragte ich ihn ein wenig unwillig. „Ja, heute geht's nicht anders", erwiderte er, „denn was würde sonst unser Herr Sebald sagen?" Da er mir anmerkte, daß ich von diesem Herrn nichts wußte, so fuhr er also in der Rede fort: „Das ist Euch der Oberste in ganz Nürnberg; selbst wenn der Kaiser Maximilian bei uns weilt, so will der nur wenig gegen ihn bedeuten. Des Kaisers Schloß ist groß, aber seines ist noch größer. Seht Ihr die Kirche mit den beiden Türmen dort über dem roten Dache? Da wohnt der heilige Sebaldus. Der Lorenzkirche, die auch zwei Türme hat, die aber weiter entfernt liegt, gibt sie wenig nach. Ja — da könnt Ihr lang reisen, bis Ihr einen Münster wie den Lorenz findet. Doch so wahr ich ehrlich bin, heute erscheint die Sebaldiuskirche höher als alle, und zwar mit Recht, denn heute ist der 19. August und der Ehrentag des heiligen Sebaldus. Der Heilige kann es nicht lassen, sortan Wunder zu verrichten."

Jetzt stieg der Kutscher wieder auf den Bock und trieb die Pferde. In mein Verlangen, mir die Taten des heiligen Sebaldus mitzuteilen, wollte er lange nicht eingehen und wiederholte nur: „Heute ist sein Ehrentag. Da werdet Ihr einmal ein Leben sehen, ein Jubeln und Jauchzen. Ja, wer sich nie Zeit zur Ruhe nahm, der legt heute die Hände behaglich in den Schoß, und wer vor Alter nicht mehr die Füße rühren kann, der tanzt Euch heute trotz dem Jüngsten, und wer das ganze Jahr von Brot und Salz lebte, bei dem geht's heute ohne Braten nicht ab. Wenn Ihr denn wissen wollt, wer der erste Schutzheilige Nürnbergs ist, so will ich Euch gar schöne Dinge von ihm erzählen. Ihr werdet alles Lüge nennen; aber glaubt mir, alles steht so in den Schriften, wie ich es Euch sage.

Blick auf die Burg — Carl Dobler

„Zur Zeit des Kaisers Konstantin, da lebte in Dänemark ein gottesfürchtiger König, und die Königin war es auch. Sie flehten um Kinder lange umsonst und taten das Gelübde, wenn ihnen eins zuteil werden sollte, es zum Ausbunde aller Tugenden zu erziehen. Und wirklich sparten sie an ihrem Sohne Sebald, als dieser ihnen geboren wurde, nicht Mühe und Kosten. Von 15 Jahren ward er auf die hohe Schule nach Paris geschickt, und hier kannte er bald die Gottesgelahrtheit aus- und inwendig, so daß er alle Doktoren beschämte. Reinen Wandels und voll übermenschlicher Klugheit kehrte er zu den Eltern.

Herr Sebald gab jetzt sein Geld den Hungrigen, seine schönen Kleider den Nackenden, und in einem groben Kittel zog er in einen Wald, baute sich hier eine Hütte aus Baumzweigen und nährte sich von wilden Früchten. Alle irdische Eitelkeit hatte er abgelegt, und daher schwang er sich von der Erde leicht auf der Leiter des Gebets hoch zum Himmel empor. Als Herr Sebald sein lieb Teil gebetet, entschloß er sich, nach Rom zu ziehen. Der Papst reichte gar huldselig dem Gottesmann den Pantoffel hin und gab es ihm nach, alle Heiden in Deutschland jenseits der Donau zu lehren und zu bekehren. Allein Herr Sebald konnte seinen Eifer nicht beherrschen und trieb sein Wesen schon von Stund an, da er Rom verließ. Gar weitläufig wäre es zu erzählen, wie er predigte, um Steine zu erweichen, wie er die Blinden sehend und die Lahmen gehend, die Tauben hörend und die Hungrigen zehrend machte. Viel Lob erwarb er sich, aber mitunter auch Spott. Den letzteren nahm er gern für den Willen, weil es alsdann wieder etwas zu bekehren gab. So rief einst einer, da er predigte: „Leute, glaubt nicht! Sebald ist ein Lügner. So wahr als ich nicht fliegen kann, so wahr ist es auch, daß Herr Sebald kein Wunder verrichtet." Kaum hatte der Ketzer so gesprochen, so wurde ihm das Stehen schwierig, seine Füße konnten nicht recht Grund fassen, und wie er zappelte, so fühlte er, daß er immer höher flieg, und gleich einem Flaum, der vom Winde immer aufs neue in die Höhe getrieben wird, büßte er für seinen Frevel und flennte gewaltiglich. Da betete Sebald, und der Spötter kam wieder zur Ruhe und betete mit ihm.

Langsam setzte der Gottesmann seine Reise fort. Die Natur kämpfte eben mit Winter und Frühling, und es geschah, daß, als der Heilige das Donauufer erreicht hatte, der Eisgang die Brücke zertrümmerte und mit sich riß. Die Gefährten, der heilige Willibaldus und der heilige Wunibaldus, sahen ihren Führer zagend an. Er aber zagte nicht, zog sich die Kutte aus, legte sie auf das Wasser, stellte sich darauf und schwamm über die wilden Fluten, daß ihm kaum die Füße benetzten. Es war kalt. Er aber wußte sich zu helfen und ließ eine Frau, die in ihrer Strohhütte kein Holz hatte, Eisschollen herbeibringen und sie auf den Herd legen. Und die Eisschollen brannten wie das trockenste Holz. Die arme Frau fiel dem Heiligen zu Füßen und trug ihm dann noch ein Anliegen vor. Seit gestern, und es erzählte sie ihm mit Tränen in den Augen, hatte sie all ihr Heid und Gut eingebüßt, nämlich ihre beiden Ochsen, die sich im Walde verlaufen. Sie flehte, und der Mann jammerte dabei, denn er hatte sie vergeblich gesucht, bis es dunkel geworden. Herr Sebald riet ihm, noch einmal nach dem Walde zu gehen, während des Gehens zu beten, und — er würde sie finden. „In der Nacht?" stinkte ihm der Bauer entgegen. Allein jener wiederholte, was er gesagt hatte, und der Mann ging. Der meinte, es wäre Nacht, aber um ihn war Tag, und seine Hand leuchtete wie die Sonne. Er betete und fand die Tiere. Wie groß war die Freude und das Entzücken, als die Ochsen heimgeführt wurden. Das Ehepaar kniete nieder und küßte dem Wohltäter Hände und Füße. Vor Dankgefühl zerflossen schier alle beide in Tränen und konnten sich nicht zufrieden geben und baten inbrünstig, daß er ein Opfer von ihnen fordern möge. Seid fromm! rief Sebald. Wer weiß, ob ich nicht einst einen Dienst von euch verlange, und wer weiß, ob ihr ihn dann tun werdet. Das tat den Armen recht weh, die noch lauter beteuerten, wie aufrichtig es von ihnen gemeint sei.

Der Heilige setzte seinen Wanderstab weiter und kam in die Gegend von Nürnberg. Hier in dem Lorenzerwalde hauste er, und es vereinigten sich wieder seine Gefährten mit ihm, die an der Donau sich von ihm getrennt hatten. Die gottgeistigen Männer taten hier nichts als Wunder, der Herr Willibald und Wunibald, vor allen der Herr Sebald. Der letztere war noch nicht alt, als er sein letztes Stündlein schlagen hörte. Da er auf dem Totenbette lag, so fragten ihn weinend die Gefährten, was er noch auf dem Herzen hätte, wo und wie er begraben zu werden wünschte und anderes. Der Sterbende bezeichnete jetzt den Freunden eine Frau, deren Hütte bei Regensburg unweit der Donau läge. Zu ihr sollten sie sich begeben und sie um ihre beiden Ochsen für etliche Tage bitten und die Tiere vor seinen Leichenwagen spannen. Lenken sollte sie niemand, und wohin sie von selbst gingen und stille stünden, möchte man ihn beerdigen. Der heilige Sebald verschied. Die Freunde gingen alsobald zu jener Frau, aber diese fragte in verwunderlichem Tone, wer denn der Herr Sebald wäre? Jene baten, und sie erinnerte sich